

Hansjörg Schneider
Spatzen am Brunnen

Aus dem Tagebuch

Diogenes

Zitatnachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Gemälde von Robert Kushner, »Quince«, 2014
Oil, acrylic, and gold leaf on linen, 84 × 60 inches
Courtesy of the artist and DC Moore Gallery, New York
Copyright © Robert Kushner

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2023
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/23/852/1
ISBN 978 3 257 07241 9

Basel, 27. September 2020

Da ich Schriftsteller bin, bedenke ich unentwegt mein Leben. Das heißt, ich benutze meine Erinnerungen, um daraus Geschichten zu machen und aufzuschreiben. So versuche ich, mir mein Leben, das mir ein Rätsel ist und bleibt, zu erklären.

Anders gesagt: Da mir mein Leben ein Rätsel ist, das ich nicht lösen kann, versuche ich es wenigstens mit Geschichten. Eine Geschichte kann im Grunde nichts erklären. Aber sie vermag immerhin ein bisschen Licht ins rätselhaft Dunkle zu bringen, indem sie für einen kurzen Moment eine der dunklen Ecken ausleuchtet und ins wunderbare Licht der Sprache bannt. Bannen, welch uraltes, mächtiges, tröstendes Wort für die Kraft der Wörter, mit denen das Hereinbrechen der Ränder aufgehalten wird und das Gebannte eine vom Menschen vorstellbare Ordnung erhält.

Ich schreibe, um zu bannen. Das tue ich allein für mich, um überleben zu können. Ich tue es immer wieder, um nicht wahnsinnig zu werden. Sprache als ordnende, rettende Kraft. Geschichten als

Rettung. Geschichten aus meinem Leben. Immer wieder die gleichen Geschichten, die ich immer wieder aufs Neue aufschreibe und so zu bannen versuche. Im Grunde habe ich nur eine einzige Geschichte zu erzählen, nämlich meine.

Ein Sonntagmorgen in Basel. Ich bin soeben von meiner täglichen Fährte heimgekehrt in meine Wohnung. Erst durch die Mittlere Straße Richtung Elsass bis zum Kannenfeldpark, dort Kaffee getrunken und Zeitung gelesen an einem der Tischchen vor dem Tankshop. Dann zurück Richtung Innenstadt bis zur Universitätsbibliothek. Dasselbst die Klingelbergstraße überquert, in die Bernoullistraße hinein, die nach einer berühmten Mathematikerfamilie aus dem 18. Jahrhundert so heißt. Mein Ziel war der Petersplatz, auch er, wie der Kannenfeldpark, ein ehemaliger Friedhof, heute mit Linden und Ulmen bestanden. Ich drückte wie jeden Morgen an einer Banklehne ein paar Liegestütze, ließ gymnastisch die Arme kreisen und verlegte nach Art des Tai-Chi mein Körpergewicht ganz langsam vom rechten auf das linke Knie und wieder zurück.

Dann fingen die Glocken der Peterskirche am Petersgraben an zu läuten. Ich setzte mich auf eine Bank gleich der Kirche gegenüber und beobachtete.

Die wenigen Autos, die den Petersgraben hinauffuhren. Das Denkmal des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel, der 1760 ein paar hundert Meter weiter unten in einem schmalen Häuschen am Rhein geboren wurde. Die wenigen Leute auf dem Kirchgang, die durch das Kirchenportal schritten, um des evangelischen Christengottes zu gedenken, gemeinsam ein Gebet zu sprechen und ein Lied zu singen. Ich fragte mich, ob ich auch hineingehen und mitsingen sollte, zum Beispiel das wunderschöne alte Lied von der Güldnen Sonne, voll Freud und Wonne. Weiter wusste ich nicht, aber nach einigem Nachdenken kamen mir weitere Verse in den Sinn: Mein Haupt und Glieder, die lagen darnieder. Aber nun steh ich, bin munter und fröhlich, schau den Himmel mit meinem Gesicht.

Ich staunte darüber, dass mir diese Verse nach den Jahrzehnten, in denen ich sie nicht mehr gesungen hatte, wieder einfielen.

Die Glocken verklungen, eine nach der andern bis zur tiefsten, die noch ein paar Mal anschlug. Dann war Stille, die ich als feierlich empfand. Es wurde mir plötzlich ganz sonntäglich zumute, besonders als die Orgel mit ihren gewaltigen Bässen einsetzte beim Luther-Lied: Großer Gott wir loben dich, Herr wir preisen deine Stärke. Ich wartete, bis es verklungen war. Mitsingen wollte ich nicht,

der Begriff Herr im Zusammenhang mit Gott hat mich seit je gestört.

Ich bin nach wie vor der Meinung, dass das alte Wort Schicksal, das so vollständig aus unserer Alltagssprache verschwunden ist, dass man es kaum noch zu gebrauchen wagt, immer noch der beste Begriff ist, um das Menschsein zu beschreiben. Das Geschick, die Geworfenheit Heideggers, eines der wenigen Wörter, die ich von diesem Schwarzwaldrauner übernommen habe, weil es so bildkräftig ist. Wir sind alle Geworfene, obschon wir glauben, selbstbestimmt zu fliegen.

Bei Karl Jaspers habe ich an der Universität Basel gelernt, dass das Vorher und das Nachher des Menschen, das Woher und Wohin, vollständig unbekannt sind und es sinnlos ist, darüber zu spekulieren. Dass es aber entscheidend ist, was wir auf unserem kürzeren oder längeren Flug tun, wie wir unser Leben annehmen und gestalten.

Meine Antwort: Ich bin von meiner Mutter in Liebe erzogen worden. Und deshalb wollte ich lieb sein und niemandem etwas antun. Was mir selbstverständlich nicht gelungen ist, weil ich ja nicht allein gelebt habe, sondern mit Menschen. Wer aber mit Menschen zusammenlebt, tut ihnen etwas an, das ist gar nicht anders möglich.

Oder, da ich ja christlich erzogen wurde, für einmal christlich gesprochen: Auch wer liebt, macht sich schuldig. Diese Schuld muss man annehmen, man kommt, wenn man kein Einsiedler ist, nicht schuldlos durchs Leben. Dann bleibt nur noch die Gnade, von Gott oder vom Geschick.

Ich pflege nicht oft zu philosophieren, schriftlich schon gar nicht, weil ich es nicht für möglich halte, irgendetwas Genaueres über die menschliche Existenz zu erkennen. Es gibt für mich nur die erhellende Klarheit der Sprache. Sprache wirft Licht in die Welt, auf das Leben, auf das Sterben. Dieses Licht verbindet die Lebenden untereinander. Wir träumen in Bildern und Sprache. Wir beten in Worten zu irgendeinem Gott, in verschiedenen Idiomen. Wir hören lesend von Gilgamesch, von Abraham, von Odysseus. Von Jesus von Nazareth, etwa was er vom Berg herunter gepredigt hat. Nicht Jesus selbst war das Licht der Welt, sondern die Sätze, die er gesagt hat. Diese neuen, frechen Sätze, die in den vier Evangelien überliefert sind, als würden sie heute gesprochen.